

Deutsche Bauhütte

Zeitschrift der deutschen Architektenschaft

Herausgeber: Curt R. Vincentz. — Geschäftshaus: Hannover, Am Schiffgraben 41.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Vom deutschen Wohnungsbau... Wie kommen wir weiter?

Siedeln oder „Wohnen“? (Ein neuer Vorschlag).

I.

Die Zahl der neuerstellten Wohnungen war im Jahre 1932 auf 131000 abgeglitten, und zwar von über 300000 im Jahre der Höchstleistung: 1929. Im Jahre 1933 ist ein Anstieg auf 132000 neue Wohnungen festzustellen. Ein weiter Weg bleibt noch vor uns, die Höchstzahl wieder zu erreichen, und es ist begreiflich, wenn sich jetzt viele Baufachleute bemühen, den neuen Aufgaben gerecht zu werden, die sich aus dem Wegfall des Allheilmittels Hauszinssteuer ergeben. Bei Lichte besehen hat uns die Subventionswirtschaft mit der Hauszinssteuer nicht den Segen gebracht, der erwartet werden durfte und der uns auch heute blühen muß, wenn die Aufgabe voll gelöst sein soll. Die reichen Mittel wurden in die Hände allzu weniger Nutznießer gegeben, die „Baulose“ waren viel zu wenig aufgegliedert, um den beteiligten Ständen, Einzelexistenzen, Brot und Nahrung zu bringen.

Diesen Erfolg nunmehr, nachdem es mit veränderter Finanzierung wieder an die Arbeit geht, zu erreichen, unternimmt ein jetzt zu besprechender Vorschlag, der uns von einem hilfsbereiten Leser zugeht. Wir bringen ihn um so lieber, als daraus gleichzeitig die Einstellung zur Finanzierung hervorgeht, die Architekten heute haben und, da deren Richtigkeit heute mit ausschlaggebend für den Erfolg ist, lohnt sich wohl, diesem Gedanken dahin nachzugehen, ob sie zu verwirklichen sind oder nicht.

Unser Gewährsmann nimmt mit seinem Thema: „Siedeln oder Wohnen“ zunächst gegen die neuzeitliche Kasernierung der Wohnungsuchenden in größten geschlossenen „Siedlungskomplexen“ Stellung. Damit sei die alte Kasernierung nur in neue Formen gebracht. Ueber ihren Wert könne man oft recht zweifelhaft sein. Der Eigenart des Mieters werde in diesen ohne sein Zutun erstellten Grundrissen kein Recht eingeräumt. Er müsse „zwangsweise“ so wohnen, wie es die allmächtige Baugesellschaft und deren Architekt für gut befunden habe. Ein Zusammenarbeiten zwischen Architekten und Siedler sei auf solche Weise nicht zu erzielen. Der Mitarbeiter geht so weit, nur noch Wohnungen gelten zu lassen, die jeder „Mieter“ vorher auf dem Papier mit seinem Architekten planen kann. Es ist dies also die Forderung der Eigenheim-Siedlung in Reinkultur. Solchen Gedankengängen kann nur bedingt zugestimmt werden. Eine Stütze finden sie im Verlauf der letzten beiden Baujahre. Da haben wir das „Kleinhaus“ prozentual am höchstens vertreten und, wenn wir den Begriff ganz eng ziehen und nur Häuschen für 1—2 Familien (wie der Vorschlag sie in Aussicht hat) nehmen, so sind 89 Proz. aller Wohngebäude in 1933 als solche erstellt gewesen, gegen 86 Proz. in 1932 und noch weniger in früheren Jahren. Ohne Frage marschiert also jetzt das Kleinhaus. Können wir aber unser ganzes Bauprogramm nur so gestalten?

Unsere Mehrfamilienhaus-Siedlungen können natürlich nicht alle in Acht und Bann getan werden. Die Bevölkerungsdichte wurde in ihnen gegenüber den Mietkasernen vor dem Kriege schon sehr aufgelockert. 50 Wohnungen auf den Hektar Bodenfläche in mehrgeschossigen Häusern gestatten schon große Innenhöfe und Gärten im Blockinnern und genügende Abstände der Hauszeilen, wenn man in die Tiefe von breiter Straße her baut. Hier ist in der Platzverschwendung manchmal schon zuviel getan und die Unrentabilität oder die zu hohen Mieten liegen mit hierin begründet. Richtig ist, daß allzuwenig Bauherren sich in diese großen Anlagen teilen, daß dadurch Baulose wie Architekten viel zu wenig herauskommen. Eine Auflockerung in dieser Hinsicht (Frage der Arbeitsbeteiligung) kann aber auch im großstädtischen Reihenhaus geschaffen werden. Es ist ja nicht nötig, daß ein — einflußreicher — Bauherr gleich ganze Straßenzüge finanziert bekommt, sondern es kann an derselben Straße ruhig A und B und C für sich bauen. Das wird heute ohnehin wieder der Fall werden, weil eben die summarische Finanzierung mit der Hauszinssteuer fehlt. Städtebaulich wie architektonisch helfen hier Rahmenpläne, in die sich jeder einzupassen hat, daß nicht das berüchtigte Kunterbunt wieder entsteht wie vor dem Kriege.

Immer noch wahr bleibt heute der Satz, daß bei den Kleinstwohnungen, die heute noch reißend abgehen, nur das Mehrfamilienhaus wirtschaftlich ist. Die Masse der Kleinstwohnungen formt aber das Gesamtbauprogramm, und die Eigenheime werden in mehr oder minderem Maße sich daran zu beteiligen haben.

Ein Bauprogramm von 300000 Wohnungen in Form von Eigenheimen erstehen zu lassen, ist im neuen Jahre eine praktische Unmöglichkeit. Schon an der Verkehrsfrage müßten solche Programme scheitern. Man muß bedenken, daß man unsere Stadtrandsiedlungen in den letzten Jahren überall so gelegt hat, daß Straßenbahnen und Autobus erreichbar waren. Das war möglich, weil diese Bauprogramme verhältnismäßig wenig Grund und Boden beanspruchten, weil die Wohnungszahl in den einzelnen Städten gegenüber dem gesamten Wohnungsbedarf gering war. Es ist vielen Fachleuten bekannt, daß die Siedlungspläne der Regierung eine Neuerstellung von Kleinstädten ins Auge fassen, um die ungesunden Großstädte zu entlasten. Dabei braucht aber nicht gedacht zu sein, nur Eigenheime mit individuell im voraus bestimmten Bauherren — nach Art des Vorschlages des Gewährsmannes — zu bauen. Das Mehrfamilienhaus in gesunder Einschränkung kann sich wohl behaupten.

Eins muß man noch bedenken: Nicht alle unsere Wohnviertel sind ausgebaut. Hauslücken verschandeln heute noch so manches Städtebild. Die müssen auch geschlossen werden. Und auch unsere neuen Siedlungen in den Vorstädten sind

keineswegs alle schon abgeschlossen. Wie ein Blitz ist 1932 die Depression, die Entziehung der Hauszinssteuer, in die Planungen gefahren. Nun leidet manche Planung Not und man mag sich zu den Erstellern stellen, wie man will: Einsehen muß man, daß hier in Anliegerleistungen (Straßenbau und Beschleunigung, Kabel und Gasrohren) Werte noch brach liegen, die nicht vergeudet werden dürfen. Das können wir uns in Deutschland heute einfach nicht leisten. Wir müssen alles dies wieder aufnehmen, nur in neuer Baugesinnung, indem wir viel mehr Firmen und Architekten zu Rate ziehen. Das wird schon von selbst so werden, weil man mehr Haus für Haus finanzieren muß.

Auch wird sich das Eigenheim in diese angefangenen Siedlungen einfügen, weil, wie hier bereits festgestellt, diese Genossenschaften dazu übergehen, Bauherren für solche zu suchen und ihnen dann individuell die Finanzierung besorgen, sogar ihr Hausgrundstück aus der Siedlung herausparzellieren und verkaufen.

Das Eigenheim nach dem Sinne unseres Architekten hat sich gerade infolge seiner leichteren Finanzierung heute in den Vordergrund geschoben. Diese Erleichterung ist aber „organisch“ gewachsen. Es haben sich Leute gefunden, die auf Grund besonderer günstiger Umstände in ihrer Person die Voraussetzung erfüllten. Sie haben private Geldgeber gehabt oder sie haben selbst Ersparnisse opfern können.

Die Finanzierungsmethode des von uns zu besprechenden Vorschlages ist aber eine andere. Unser Gewährsmann will „den Bauerwerber“ finanzieren. Er meint dies so: Gleich von Anfang an soll ein großer Kreis (Beamte und feste Angestellte) zu Bauerwerbern für das Eigenheim organisiert werden. Das organische Vorspiel: Sehnsucht und Eignung für das Eigenheim und damit verbundene Spartätigkeit soll wegfallen. Mit 5 Proz. Eigengeld sollen alle Personen in einem festen Arbeitsverhältnis — gewissermaßen wie durch Zauberschlag — instand gesetzt werden, mit einem Architekten sich an den Tisch zu setzen und das Eigenheim zu planen. Diese Methode sieht so aus:

Baukosten:

9000 RM.	erste Hypothek — 45 Proz. — zu 5 Proz. Zinsen und 0,5 Proz. Tilgung,
2000 „	Restkaufgeld — 10 Proz. — zu 4 Proz. Zinsen und 1,25 Proz. Tilgung,
2000 „	Bauhandwerkerhypothek — 10 Proz. — zu 4 Proz. Zinsen und 1,25 Proz. Tilgung,
<hr/>	
13000 RM.	bis hierher Beleihung, dann ungesichert noch folgende:
3000 „	Arbeitgeberdarlehen — 15 Proz. — zu 2 Proz. Zinsen und Tilgung,
3000 „	Arbeitgeberdarlehen — 15 Proz. — zu 2 Proz. Zinsen ohne Tilgung,
1000 „	Eigengeld — 5 Proz. — zu 0 Proz. Zinsen.
20000 RM.	Gesamtkosten — 100 Proz.

Diese Finanzierung muß man leider im großen Rahmen, also von vielleicht ein paar besonders liegenden Ausnahmefällen abgesehen, leider als unmöglich bezeichnen. Es wird nicht möglich sein, Restkaufgeld der Baustelle mit einer 35jährigen Tilgung gestundet zu erhalten. Letztere folgt aus der minimalen Tilgung 1,25 Proz. Ebensovienig werden die Baugewerke ihr Geld solange im Haus stehen lassen können, auch scheinen hier die Zinsen (4 Proz.) zu gering. Es scheint ganz ausgeschlossen, daß Arbeitgeber in großem, also ausschlaggebendem Maße derartig hohe Darlehen hergeben könnten. Auch hat man diese Methode schon gehabt, sie ist aus Not beiseitegestellt worden.

Das Darlehen soll auch, wohlgerne, ohne grundbuchliche Sicherung gegeben werden; auch das erscheint unzumutbar. Der Vorschlag denkt sich bei einer Stadtgemeinde als Arbeitgeber die Sache durch „Verbuchung“ leicht. Es sollen nämlich oben die ersten 3000 RM., die die Stadt für Nebenkosten selbst

zu beanspruchen hat, einfach „buchmäßig“ gestundet werden, nicht zur Einhebung gelangen. Keine Stadt wird heute in der Lage sein, den Etat ihrer Tiefbauämter um die Einnahmen zu beschneiden, noch dazu, wie der Vorschlag will, auf die Dauer von 30 Jahren, nach welcher Zeit eine Versicherung das Geld ausschütten soll. Die zweiten 3000 RM. sollen am Gehalt gekürzt werden. Auch das bezweifeln wir nach Möglichkeit. Vom Gehalt kann man sich heute nur die Miete absparen, aber nicht noch Kapitalrückzahlungen. Man muß eben Erspartes oder sonst günstig Erlangtes (Erbteil) als Baukosten einwerfen können. Also Eigengeld. Damit sieht es in dem Vorschlag nun sehr knapp aus. 5 Proz. der Baukosten als Eigengeld ist gerade so wenig, wie wir es jetzt nicht mehr wünschen. Wer mit so wenig Geld zu bauen anfängt, sitzt auf einem verschuldeten Hause, das zuviel Zufälligkeiten ausgesetzt ist. Unsere heutigen Reichs- und Landesbürgschaften schreiben vor, daß nur bis zu 70 Proz. Bauwert die verbürgten Hypotheken ausgehen dürfen in der Voraussetzung, daß die Spitzenfinanzierung, also nicht 5 Proz., sondern 30 Proz., hauptsächlich durch Eigengeld aufgebracht werde. So soll das Grundstück als Eigengeld eingeworfen werden, natürlich muß es bezahlt sein. Auch die Beihilfebestimmungen für Eigenheime gehen davon aus, daß viel mehr als nur 5 Proz. als Eigengeld beigebracht wird. Mit diesen geringen Eigenbeteiligungen kommen wir nur wieder zu den Allüren jener Siedlungsgenossenschaften, die sich früher nur durch politische Verästelungen halten konnten, zufolge deren sie übergroße Baukredite erhielten. Nur wer angemessenes Eigengeld in seinen Wohnungsbau investieren kann, ist ein zuverlässiger Bauherr, wie wir ihn brauchen, nur dann kann auch preiswert gewohnt werden, da das Eigengeld das billigste ist. Nur fremde Gelder sind zu teuer, es sei denn, daß man, wie in unserem Beispiel, unerreichbare Zinsen (2 Proz.) von seinen Geldgebern einsetzt. Auch solche Zinsen sind Subventionen, versteckte Geschenke, mit denen man einen Wirtschaftszweig auf keine gesunden Füße stellen kann.

Unser Mitarbeiter kommt, wie nur noch kurz bemerkt werden mag, mit seinem 20000-RM.-Objekt (6-Zimmer-Wohnung) auf die Miete von einigen achtzig Mark im Monat. Hierbei sind einige der obigen Zinssätze als zu knapp anzusehen. Auch wiegt besonders schwer, daß hierbei keinerlei Rücklagen für Instandsetzungen berücksichtigt sind. Man kann die Miete eines Hauses nie allein aus dem Kapitaldienst bilden, muß immer noch 1 Proz. der Baukosten als Instandsetzung und Verwaltungsaufwand rechnen. Gerade beim Eigenheim gehört — man frage nur die Stadtrandsiedler! — ein ganz hübscher Betrag noch an Ausgaben für die Bewirtschaftung hinzu. Nun wird aber das Exempel zu teuer! Die große Masse unserer Wohnungen, auch für die Angestellten und Beamten mit kleinem Entgelt, darf nicht mehr als 30—40 RM. kosten. Daran ist festzuhalten. Diese Preise können aber nur im Mehrfamilienhaus gemacht werden, wenn man reale Geldquellen annimmt und nicht Hoffnungen, die sich leider nicht verwirklichen lassen werden.

Gewiß müssen wir also vom „Wohnen“ zum individuellen „Siedeln“ streben, nur können wir hier keine Gewaltkuren organisieren, sondern diese Tendenz muß weiter aus sich selbst heraus wachsen. Es gilt, eine Auswahl hierzu wirtschaftlich und seelisch fähiger Bauherren aufzustöbern und den einzelnen Architekten zuzuweisen. Wird man von der Subventionswirtschaft nicht mehr am Gängelbände geführt, so muß man sich natürlich entsprechend selbst vorsehen, daß man sich nicht mit Schuldenmachern zusammensetzt, wobei erfahrungsgemäß gerade der Architekt am ehesten noch das Nachsehen haben kann, wenn die Rechnung nicht aufgeht. Und das wird immer der Fall sein, wenn der Siedler nicht genug Eigengeld hat, um die „Spitzenfinanzierung“ selbst zu decken. Denn er allein ist in der Lage, deren Sicherheit zu vertreten, indem sein Geld meistens in der Miete „nicht rechnet“. Fremdes Kapital würde hier in der „Feueresse“ rangieren, und dafür ist bekanntlich kein Geld zu haben.

Dr. H. Mann.

Aus den Neubaugebieten von Dresden.

Von Dipl.-Ing. Gerhard Krebs, Dresden.

I.

Dresden ist die Stadt des Barock und zugleich bevorzugt durch eine landschaftlich einzigartige Lage, mit der schon nach Reiseschilderungen des achtzehnten Jahrhunderts wenige Städte in Wettbewerb treten konnten. Die Maler begründeten den Ruhm der schönen Aussicht auf die Stadt mit den grünen Kupferdächern, romantische Begeisterung erfand die Bezeichnung „Elbflorenz“ und pries die Brühlsche Terrasse, auf der heute wie einst die Anmut dieser Stadt die Fremden gefangen nimmt. Nur wenige Schritte weiter lockt der Zwinger, dessen Erhaltung in Nähe und Ferne viel liebevolle Bemühung wachrief. Dieser großlinig geformte Platz, der nur der Festhof eines nur Entwurf gebliebenen Schloßbaues Augusts des Starken war, erweckt nach der Erneuerung nicht nur im Laien den Klang seiner ursprünglichen Bestimmung.

In jahrelanger Kleinarbeit ist der Zwinger durchgreifend erneuert worden. Das ging nicht ohne Streit und Kritik ab,

leichter neue und eigene Wege gewiesen hätte, und schließlich ist und bleibt es für das Bauhandwerk einer Stadt ein Ballast — ohne der eigenen Schulbank Achtung und Dankbarkeit zu versagen! —, wenn zuviel Fach- und Hochschulen Lehrer und Schüler des Baufaches auf engem Raum beherbergen, so daß die Schüler viele ihrer unreifen Erstlinge vor die Tore ihrer Schulen setzen oder zu leicht auf kurzer Wanderschaft in den verschiedenen Bauverwaltungen einer Landeshauptstadt seßhaft werden, und die Lehrer, soweit sie nicht ausgeprägte Charaktere sind, ihr Schaffen im Weichbild ihres Pultes schwer von der pädagogischen und pflegenden Methodik ihrer unterrichtlichen Aufgaben frei zu machen vermögen.

Faßt man diese Erscheinungen nun zusammen mit den Tatsachen, daß weder Reich noch Land noch Stadt oder freie Wirtschaft den Architekten im jüngsten Zeitraum nennenswerte Aufgaben auszuführen geben konnten, so beschränkt sich die bauliche und baukünstlerische Tätigkeit auf den Eigenheimbau



Der Dresdner Zwinger von Pöppelmann. Erbaut 1711—22.

Luftbild Nr. 10232. Walter Hahn, Dresden. Freigeig. durch RLM.

aber selbst der Gegner wird zugeben, daß die aufmerksame und bewundernde Betrachtung unzähliger Besucher mit Recht das ehrliche unermüdliche Ringen vieler Kräfte um die Erhaltung wertvollsten Erbes lohnt. Der Zwingerbau Pöppelmanns bedeutet mehr als die Verwirklichung ruhsüchtigen dynastischen Kunstwillens. Dieses gebaute Vermächtnis einer geistigen Haltung, die allen führenden Menschen jener Zeit innewohnte, umschließt erzieherische Werte, die nicht nur Kunst um der Kunst willen betreffen, sondern die die Nachfahren verpflichten, aus eigenem Können die innere Ordnung des Bauens zu bewahren! Solche Schöpfungen verpflichten nicht nur die Stadt und ihre Verwalter, sondern alle auch frei in ihr wirkenden Kräfte, die Strahlung zu spüren, die von jedem großen Werke ausgehend auch über seine nächste Umgebung hinaus minderwertige und gar beschämende Leistungen nicht aufkommen lassen sollte.

Die Gefahr lag nahe und ist auch nie ganz bezwungen gewesen, daß der Geist feinfühler Rücksicht in einem Nachahmer- und Nachschöpferstum erstarrt, von dem Dresdens im Bauwesen wirkende Kräfte auch heute noch nicht frei sind. Hierzu bleibt zu bedenken, daß Dresden nie und erst recht nicht in den letzten Jahren eine Stadt stürmender wirtschaftlicher und industrieller Entwicklung gewesen ist, die der Baukunst

in den Außenbezirken, und dieser ist rein zahlenmäßig zur Zeit sogar höher als je. Die Umsatzhöhe des Baumarktes entspricht allerdings dieser Erscheinung durch die Kleinheit der Vorhaben keineswegs. Ueber den Eigenheimbau und das damit verbundene vorstädtische Kleinsiedlungswesen wird eingehender zu sprechen sein. Darüber hinaus entziehen sich einige Neubauten, wie z. B. der Erweiterungsbau der Reichsbahndirektion der Berichterstattung noch bis zu ihrer Fertigstellung.

Die großen Züge des Antlitzes einer Stadt sind durch den Auftrieb, den der Städtebau jüngst wieder erfahren hat, auch in neue Entwicklung geraten. Dies wirkt sich erst in Zukunft aus. Das gilt besonders für die großzügige Ausgestaltung der Elbufer, mit der alte Ziele und Wünsche Wirklichkeit werden und deren erster Abschnitt zwischen den Brücken die Steigerung der Hauptansichten der Stadt bereits ahnen läßt. Wenn man die Wirkung der Ausbildung der Bodenfläche von Plätzen südlicher Städte kennt, die unseren von Fußsteigen, Schnitt-Gerinnen, Schienen und Verkehrsinseln meist zerschnittenen Plätzen in so hohem Maße fehlt, so kann man ermessen, was die Regelung und Ausgestaltung der Wiesen des Hochflutbettes für die Elbansichten von Dresden bedeuten wird. Das Absinken des Gruppen- und Zeilenkleinwohnungsbaues gegenüber der Klein-

siedlung und dem Eigenheim trägt zur auch sonst notwendigen Umgestaltung mancher Bebauungspläne bei.

Städtebaulich ist zuletzt in Dresden eine Reihe von Verkehrsverbesserungen und lange verzögerten „Aufräumungs“-Arbeiten in Gang gekommen und zu Ende gebracht worden, von denen manche am Ende unserer Betrachtung vor allem gärtnerisch interessieren können. Die Anlagen, die einer glatteren Führung des Fahrverkehres, besonders der Straßenbahn dienen, können wir hier außer Betracht lassen, aber was die Arbeiten wie die Aenderung alter sternförmiger Schmuckplätze, die



Abb. 1 a und 1 b. Unruhiges Durcheinander der Dachformen und der Fensteranordnung, bei a) die Giebelwand durch Vorbau beglückt, bei b) die Pergola vor Nebenräumen auf die Garage gebracht.



Abb. 2. Rücksichtslose Nachbarschaft — ohne auf den künstlerischen Wert der einzelnen Gebäude dabei eingehen zu wollen.



Abb. 3. Ein anderes Bild rücksichtsloser Nachbarschaft, nicht bodenständig, allzu absichtsvoll primitiv mit Plattdach.

Beseitigung überflüssiger Zäune, Mauern und Buckel zu sinnvollen Einebnungen und Abtreppungen an Form und Raum gewinnen lassen, soll am Ende noch kurz Erwähnung finden.

Einer Erscheinung muß noch gedacht werden, die sich architektonischer Gestaltung meist entzieht und doch das Stadtbild vor allem der Innenstadt wesentlich beeinflusst. Die Förderung der Hausinstandsetzungen hat noch besonders dazu beigetragen, die Art zu entwickeln, in der man in der letzten Zeit alten Häusern ein neues Gesicht gibt oder das entstellte Gesicht guter Bauten wieder zur Geltung bringt. Diese Erscheinung erschöpft sich nicht mit der Entfernung allerhand überflüssigen Zierrates der Häuserfronten und mit der An-



Abb. 4.



Abb. 5.

ordnung vielfach geschmackvoller Schriftreklame — das dürfte eine allgemeine Erscheinung sein —, sondern besonders im Anstrich der Schauseiten.

In dieser Hinsicht sind die öffentlichen Gebäudeverwaltungen in den letzten Jahren vielfach vorbildlich vorgegangen, das abgewogene Relief und den sparsamen Schmuck barocker Häuser der Altstadt und auch der Zeugen des Klassizismus in gut abgestimmten Farben zur Wirkung zu bringen. Bei der Uebernahme von privaten Gebäuden, besonders Villen zwischen Hauptbahnhof und Großem Garten, durch Ver-

waltungen großer Betriebe und vor allem der NS-Organisationen sind die neuen Hauseigentümer dieser eingeschlagenen Richtung gefolgt, und das Straßenbild hat durch die freundlichen, aber doch zurückhaltenden Farben sehr gewonnen. Die lebhaftere Farbigekeit im Sinne der ehemaligen Bestrebungen von Bruno Taut hat in Dresden nie Boden gewonnen, und der plastische Takt des barocken Stadthauses erneuert sich in der Tönung der architektonischen Gliederung, der Wandflächen, der Tür- und Fensterumrahmungen. Die Farbwahl bestimmt sich hierbei wesentlich durch die Töne des in Dresden als Baustoff heimischen Sandsteines mit seinen vielfältigen ockerfarbenen und blaugrauen Schattierungen. Die Farben, die in derberen Tönen auf den Dörfern der Elbtallandschaft bekannt und vertraut sind — der kräftige Ocker-Kalkanstrich ist dem Verbreitungsgebiet des Sandsteines eigentümlich —, kehren in abgewogenem Zusammenklang an den Stadthäusern wieder, wo bisher saftlose Einfarbigkeit aller Putzflächen und Gliederungen das Auge ermüdete.

Abb. 6. Gute Grundform („Kavalierhaus“) durch mehrfache Ausbauten sehr beeinträchtigt.



Abb. 4. Vor- und Anbau ohne Maßstab und Formensinn, die Anschlüsse Vorbau-Wand, Stütze-Platte, Stufe-Wangenbrüstung wollen durchgebildet sein, der Wechsel von Holz- und Putzbau (Hintergrund des Bildes) ist nur unter der Voraussetzung sicherer handwerklicher Uebung beider Ausführungen erträglich.

Abb. 5. Häufung von Formen-Elementen: Erker, Vordach, Pergola, geschwungene Treppe, Fehlgriffe im ungeschützten großen Kellerfenster und der abgerutschten Dachluke, gute Bepflanzung.

Dresden bietet selbst im Ueberwiegen des Eigenheimbaues durch die landschaftliche Lage eine Fülle reizvoller Aufgaben. Es ist auch mehr gebaut worden, als etwa nur billige Randsiedlungen. Ich kann aber nicht beschreiben, mit welcher Enttäuschung ich umgekehrt bin, als ich z. B. am Rand der Dresdner Heide in eins der schönst gelegenen Neubaugebiete in Bühlau kam. Dieses Ausmaß von verspielter Formunsicherheit, von verlogener Baustoffverwendung, von Rücksichtslosigkeit gegen Straße und Nachbar, von Großmannssucht in kleinen Häuschen, diese Eigensucht gegenüber freundlich leitenden Bemühungen der Baupolizei hatte ich nicht mehr erwartet. Mancher Fachmann kennt aus ländlichen Bezirken den Grad



Dresden-Laubegast. Nr. 7870. W. Hahn, Dresden. Freigegeb. durch RLM. Ein charakteristisches Bild der rauh nebeneinander gestellten Bauungsmotive. Großbetriebe und Reihenhäuser, Rundling und Großblöcke, Gartensiedlungen und Kasernentyp, Reihenhäusergruppen und Villenviertel kennzeichnen den schnellen Wechsel der aufeinanderfolgenden Bauperioden.

von Willfährigkeit aus eigener Erfahrung, den man in der Bemühung um die Mitarbeit der Bauherren und Bauleute am guten Gesamtbild herausholen kann. Daß sich die Bauenden in einer Stadt wie Dresden dem Namen dieser Stadt und dem Wirken der Stadtverwaltung soweit verschließen, ist eine ebenso pein-

liche Erfahrung dieses Spazierganges wie die Beobachtung, daß auf den Bauschildern der in Ausführung begriffenen Häuser nur zu selten der Name eines entwerfenden und bauleitenden Architekten genannt war oder man selbst bei den Ausnahmen meist im Zweifel blieb, auf welchem Wege die Fachschulung zustande



Dresden, Waldseeplatz. Nr. 4865. W. Hahn, Dresden. Freigegeb. d. RLM. Die einander widersprechenden Wohnformen von geschlossenen Miethausblöcken, freistehenden Dreistöckwerkshäusern sind durch einheitliche und gleichartige Straßenaufteilung ohne Rücksicht auf die Architektur streng aufgeteilt. Man beachte gleichzeitig, wie winzig die Rolle der Kirche im Wohnviertel ist.

gekommen sein mag. In diesen Dingen liegt gewiß wieder ein guter Teil der Gründe für die erlebte Enttäuschung auf dem Rundgang durch eins der am reizvollsten gelegenen Neubaugebiete. Auf Einzelheiten wird zurückzukommen sein, aber ich wollte nur eine Andeutung des Siebes vorausschicken, mit dem man sich versehen muß, um über das engere örtliche Interesse hinaus vom jüngsten Bauwesen Dresdens berichten zu können. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten.

Jeder weiß, mit welcher Flüchtigkeit heutzutage Kunstwerke von der Mehrheit betrachtet werden. Das Sehen vieler Menschen ist schon barbarisch geworden. Es bleibt zumindest bei 90 Proz. vollständig an der Oberfläche, auch wenn durch ein gewisses Schulwissen in Bauformen eine vage Stilorientierung da ist. Aber es kommt auch heute für die meisten nicht darauf an, sagen zu können: das ist gotisch, das romanisch usw., sondern es ist notwendig, daß man mit diesen abstrakten Begriffen eine lebendige Vorstellung des geistigen Volkerbes verbindet. Um dies zu lernen, dazu schuf Wilhelm Müseler sein Buch „Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten“*). Er wendet sich damit an alle kunstliebenden Kreise. Müseler will den Blick weiten. Er stößt hierzu von verschiedenen Seiten vor. In den Wissenschaften, insbesondere auch in der Technik, kennt man ein sogenanntes (in Begriffen) Denkenlernen. Die bildenden Künste jedoch erfordern das Sehenlernen. Nun kann man das letztere auf zweierlei Weise: Durch Abtasten aller Einzelheiten und damit zur Merkmal-Kunstauffassung; der andere Weg: durch Erfassen der großen Zusammenhänge von Künsten, Geschichte, Landschaft unter Einbeziehung der Menschen als Kulturträger und -gestalter. Als solcher wird in diesem Buche der Leser und Betrachter vom Verfasser angesprochen. Der Moderstaub, der sonst leicht an den Stil-Begriffen haftet, fliegt nun mit einem Male ab. Der Betrachter lernt nach der Art der älteren Kunstführung von R. Brandt, langsam an der Hand des freundlichen Führers beim Anschauen eines Kunstwerkes gleichzeitig ein zweites inneres Bild sehen, nämlich den damaligen Kulturmenschen im Zusammenklang des Gesamtwissens und -könnens, seiner Leiden und Freuden. So ziehen die bildenden Künste einschließlich der Baukunst im Wandel der vier großen Stilperioden innerhalb der Zeit ab Karl d. Gr. bis in das 18. Jahrhundert an unserem Auge vorüber.

Das schöne Bildmaterial ist nach neuen Inhalten zusammengestellt. Die rhythmische Wiederholung desselben Wesens-

*) „Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten“ von Wilhelm Müseler. Safari-Verlag, Berlin. 284 Abbildungen. Preis 2,95 RM.

kernes in immer neuen Bildvorwürfen läßt die Absicht des Verfassers klar erkennen. Wenn auf diese Weise der unverbildete Leser und Betrachter an ein Kunstwerk herangeht, dann bemerkt er beglückt, daß er selbst dabei ist, das Lebensvolle, Leben-Ueberdauernde in den einzelnen Bildern und Bauwerken wahrzunehmen. Mit einer ganz anderen Intensität vertieft er sich nun in die Einzelheiten. Das ist dann nicht mehr ein Auswendiglernen, sondern ein Er-innern. Der Verfasser nennt sein Buch „Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten“. Darin spricht sich von vornherein ein Wille zur Aktivität aus. Wer sich als Leser dieser nicht anschließen mag, wird trotz der klugen und schönen Bildzusammenstellungen das Köstliche dieser Kunstbetrachtung nicht erfassen. Er wird das Buch nur als eines von vielen betrachten. Das Buch weist in der Knappheit des Textinhaltes eine außerordentliche Konzentriertheit auf. Der Leser erhält die Anregung und den Weg zum Selbstdenken. Das Buch will wiederholt zur Hand genommen sein, um seines Wertes erst richtig teilhaftig zu werden. Die wissenschaftlichen Einzelheiten der Kennzeichnung eines Stiles wird man hier nicht auf dem Präsentierteller finden.

Sämtliche Künste sind zusammen gekennzeichnet durch den Wesenskern eines Volkes aus seiner Rasse heraus. Das jeweilige Gesicht dieses Kernes ergibt die Stile. Spiegelt sich die Kunst einerseits im Schicksal des Volkes, so ist sie andererseits ein Spiegelbild der Rassenmischungen, aus denen dann die einzelnen Kulturkreise hervorgehen. Aus ihnen wiederum sind trotz der Länder-Grenztrennung die Schicksals-Bindungen der europäischen Völker ersichtlich. Der Weg nun, um zu einer lebendigen Empfindung für Stilunterschiede zu kommen, ist der Vergleich. In der abgelaufenen Zeit wollte man möglichst viel Gescheites über eine Sache hören. Aber es ging auf Kosten der eigenen Innerlichkeit. Große Kreise von Menschen wenden sich heute von einem toten Wissen ab. Für sie kommt Wilhelm Müseler mit seinem Kunstbuch zur rechten Zeit. Denn hier können viele lernen, was die Kunst wirklich sein will und soll: der große Bildner und Erzieher. A. Muther.

Fahrt nach Amberg in der bayrischen Ostmark.

Es waren besonnte Spätsommertage, die uns drei Kameraden des Reißbrettes veranlaßt hatten, das Fahrrad zu besteigen: Richtung Süden. Unser Ziel waren nicht die so oft von Schriftstellern gerühmten „weißen blinkenden Marmorstädte, im Mondschein silberschimmernd und wo selbst die Pflastersteine beinahe den Glanz eines Smaragden haben“. Nein, wir führen zur bayrischen Ostmark. Sie wird nicht allzuviel besucht, weil dieser deutsche Gau in seiner Bescheidenheit viel zuwenig für sich wirbt. In Nürnberg hatten wir uns bei den schönen alten Dingen des germanischen Museums vorbereitet, uns also sozusagen einen privaten historischen Schulungskurs geleistet. Dann führen wir über die guten bayrischen Straßen, vorbei an Wäldern und alten, armen und kranken Dörfern, zum Teil mit verhutzelten Kirchlein und arg verwetterten Häusern.

Unser Ziel war Amberg. Wie wenige wissen von diesem schönen Städtchen. Wir kamen an, und vor uns lag ein altes Brückenbild mit zwei Wachttürmen. Groß, trotzig, geschichtsumwittert stehen diese Türme da in den Formen alter, echter Volkskunst. „Reine Theater-Architektur“, sagte mein Reisekamerad. Nun: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!“ Diesmal war's falsch, denn es ist kein nur auf Schein aufgebauter Wehrbau. Vielmehr ist es der echte geistige Schwung der alten Zeit, das Nibelungenhafte, was von diesem hochgemauerten Turmpaare auf die Brücke herunterblickt. Es ist der Werkstolz eines alten Baumeisters, der die südliche Welt gesehen haben muß! In seinem Blute muß zugleich ein Erbstrom des Germanentrotzes vorhanden gewesen sein. Was war damals Bodenverbundenheit im bürgerlichen Denken jener Zeit, als man dieses Tor baute! Wie stand es damals mit dem Opferwesen der Bürger? In aufgesprengten alten Grundmauern hat man oft wunderliche Dinge gefunden. Vom Norden bis zum Mittelmeer fanden bei solchen Bauten dunkle Opfer statt. Man führte damals heimlich einen Verbrecher heran, der vorher schwer trunken gemacht war. Dann wurde er im Rausch und Schlaf unten eingemauert; in späteren Zeiten opferte man einen Hund in der Baugrube.

Die Zeiten waren rauh. Die Türme enthielten neben der Aufgangstreppe die Aufbewahrungsräume für Waffen und die Beobachtungsräume. Männer der Hauptgilden lagen mit der Armbrust und später der Arkebuse bewaffnet hinter den kleinen Schießöffnungen. Sonst waren die Türme noch für den Wächter und die Zöllner geschaffen; in den Keller wurden vorübergehend Gefangene gelegt. — Nun kamen wir zu dritt alsbald auf das Nachmessen, Schätzen und Berechnen. Die Grundrißfläche eines Turmes umfaßt 70 qm; die Turmhöhe vom Fundament an gerechnet 35 m; der umbaute Raum hat also zusammen 2500 qm. Das würde man heute, in diesem Naturgestein errichtet, mit 35 RM. pro Kubikmeter haben können. Somit würden die Baukosten eines Turmes rund 87 000 RM. betragen haben. Was aber die mittlere Turmverbindung mit der Bogenstellung und dem Turmverschluß betrifft, so war sie schon damals recht teuer. Nach heutigem Ansatz kosteten sie schon zwei recht hübsche Einfamilienhäuser. Die Brücke aber dort mit der Wasserwehr, Gründungsanlagen sowie Uferbefestigung und Wasserabdämmung kosteten in heutigem Gelde mehr als 75 000 RM. Es war also eine große Opferbereitschaft, den Bürgern der kleinen Stadt den Arbeitswert einer viertel Million Reichsmark zuzumuten? Nur zwei oder drei ahnten es. Ueblicherweise sagte man's dem Volke zu jener Zeit nie ganz; denn in das Rechnungswesen der Städte hatten ja nur sehr wenige einen Einblick. Aus solchen Mißverhältnissen entstanden dann später in den kleinen Städten so oft die Aufstände der Handwerker gegen die Herren und Junker und die Verjagung der Ratsherren, die dann mit ihrem Besitz und ihren Geld-

säcken für ihre früheren Schröpfungen wieder herhalten mußten.

Diese Stadt ist einmal Erbstück der Hohenstaufen-Kaiser gewesen. Da sind sie hingezogen, die Herren der deutschen Geschicke, haben gerastet, ihre trinkhaften Feste gefeiert, und die Liebe nicht vergessen, denn die Hohenstaufen waren einmal so. Das war zu der Zeit, als Kaiser Konrad III. Gertrud von Sulzbach zur Frau erwählte, die dort in der Nähe erhebliche Besitzungen hatte. Dann ging eine Zeit an, in der in diesem kleinen Städtchen, das heute so unbekannt ist, das große Leben anfang.

Dort an der Vils, die den Rosenbach aufnimmt, standen einmal so viele gewichtige Burgen, daß es fast verwunderlich ist. Eine von ihnen, die Burg Zant, lag nach drei Seiten so sturmfrei, daß sie überhaupt keine Mauern brauchte. Die vielen Burgen waren nachher wirtschaftlich nicht anders zu erhalten, als daß ihnen ein großer Landbesitz tributpflichtig war. Damals lief das Geld durch hundert unterirdische Kanäle nach Rom. Das neue römische Recht im Lande bot die schönsten Winkelzüge für Verpfändungen, Zessionen, Steuerdruck, Betrügereien und legalisierte Gewalttaten. Gegen zu starke Zapfversuche schützten sich Landherren und Bürger durch Mauern, und der mächtige Mauerbau um die Stadt von spätmittelalterlicher äußerster Sachlichkeit in der Befestigungskunst erdacht, steht heute noch. Im entscheidenden Augenblicke vor der Zerschmetterung der Stadt zogen die Feinde zur rechten Zeit ab.

Schon im 10. Jahrhundert stand im sumpfigen Eichenforst ein alter Eisenhammer, da gab's große und reichlohnende Eisenschmelzen. In der Nähe ist auch der alte „Erzberg“, der durch immer neue Schürfungen ausgenutzt wurde. Der Berg liefert heute noch das hochwertige 42-prozentige Doggereisen für die zwei großen Hütten daneben, von denen die Luipoldhütte das größte staatlich-bayrische Hüttenwerk darstellt.

Das alte Amberg ist eine Landstadt mit etwa 27 000 Einwohnern. Allerlei gute Industrieansätze sind vorhanden. Es sind rührige Leute, die sich mit der Zeit herumgeschlagen haben und ihre Schwierigkeiten wacker bestanden. Die Stadt hat mit ihrem Erwerbssinn längst den trügerischen Charakter einer fürstlichen Landeshauptstadt überwunden.

Das Schönste in der Stadt ist jene liebevolle Willkürarchitektur, die im Laufe der Zeit in den Gassen und an den Plätzen schaltete und waltete, die einmal mit Zeugen bitterer Bauarmut

und dann wieder mit heiterer Gelassenheit allerlei Schönes schuf. Geländefalten wurden zweckmäßig in Plateaus verwandelt, breite und den Blick immer gut lenkende Treppen von wenigen Stufen führen irgendwohin. Alte Häuser stehen da herum mit eigenwillig zerschnittenen Dachlinien. Ein übergewichtiges Heiligenhäuschen blickt aus ferner Vergangenheit her. Es besteht eigentlich nur aus einem Bogen, auf dessen Hintergrund eine Legende gemalt ist. Mächtige alte Bäume beschatten einen friedlichen Platz. Alles könnte die schönste Romanszenarie sein... „Schöne Frauen voll Würde wandeln herab, mit kostbaren Kleidern angetan, schimmernd wie in Vineta...“ Nein, hier wurde noch kein Film gedreht, die Kuppeln und Türmchen sind auch nicht goldüberzogen und die Bogen nicht mit Jaspis verziert. Zu dem ehrfurchtgebietenden Doppelturmtorn mischt sich der heitere Ton der Stadt. Die kaiserlichen Ritter von damals sahen sicher auch nicht düster und furchtbar aus im Straßenbilde; sie schätzten auch in der Kleinheit der Umgebung das Menschenwerk, denn es war eine Zeit nicht „heroischer Bilder“, sondern der tapferen und eichenharten Menschen. Eine Welt für sich, aus der die kleinliche Sorge um die gemeinen Elemente des Lebens verbannt erschien, die aber den Trotz um die Eroberung Italiens entfachte, weil man genau wußte, wie verderblich damals für das Deutsche Reich



Der Nabburger Torturm.

das römische Mischmaschvolk mit seiner Verräterei und seiner Handelsgier immer schon war.

Es ist so viel bauliche Bescheidenheit in dieser Stadt zu sehen, die in ihrer Charakterart dennoch groß ist. Da ist unter den zehn Kirchen dieses kleinen Städtchens die wuchtige spätgotische St.-Martins-Kirche mit ihrem fast 100 m hohen Turm. Es ist eine dreischiffige Hallenkirche, sie ruht auf überaus schlanken und reinen Pfeilern mit Emporen, die eingespannt zwischen die nach innen gezogenen Strebpfeiler das Kircheninnere umziehen. Man konnte damals für den Kirchenbau nicht immer ein großes Genie als Architekten auffinden. Die Baumeister hatten ihre Zeichenbücher ange-



Die sog. „Stadtbrille“.

füllt mit allerlei Beispielen und sicheren Maßen, aber bei der Ausführung stellten sich, wo die Feinarbeit begann, allerlei Hemmungen entgegen, über die man eben ein bißchen hinweg sah. Wenn man die Arbeit am Kirchturm betrachtet, so wurde auf große Einheitlichkeit auch nicht gerade Wert gelegt. Beim Aufwachsen ergaben sich neue Wünsche, und dann wurde an der ganzen Form etwas herumgebastelt. Nur beim Zimmermann war das nicht der Fall. Der hatte für alle Knoten seine festen Regeln und für die Kuppelkonstruktion seine schon von den Meistern festgelegten guten Formen, und wenn diese mit Kupfer überzogen wurden, ergab sich immer ein schönes Bild. Es muß ein kleines Wunder der Finanzschlauheit gewesen sein, daß man damals innerhalb weniger Menschenalter, dem Gebote der Pfarrherren demütig folgend, solche gewaltigen Opfer aufbrachte, nur um diese Kirchenbauten zu finanzieren!

Um die Kirche herum sind alle die winkligen Straßen und Gäßchen, die Mauern und der Graben zusammengedrängt, und hier hielt alles gutes Haus. Das machte die Heimatliebe. Ein Volksgefühl hat geherrscht, das wir erst wieder erlangen sollen, nämlich der Stolz der kleinen Bürger auf die baulichen Symbole ihrer eigenen Kraft! Sie sahen täglich diese vielen Türme, die Menge der Wehrgänge und Schießcharten, die



Aufgang zum Oelberg.

um die ovale Stadt gelegt sind. Durch die Vils wird sie in zwei Teile gebracht. Dort, wo der Fluß die Mauern durchbricht, setzen zwei Schwibbogen über das Wasser hinweg. Heute nennt man die beiden Bogen mit ihrer reizenden Wasserspiegelung ohne Gegenbeispiel in Deutschland „die Stadtbrille“, wobei der gewulstete Sockelansatz des Stropfweilers den Nasenbügel bildet. Der Wasserlauf wurde mit einem wehrhaften, mehrgeschossigen Gebäude im Zuge der Stadtmauer überbrückt. Auch hier architektonische Einfachheit und Schönheit der Anlage, die sich ganz der Umgebung einfügt, zweckmäßige Außengestaltung und Ausnutzung. Man beurteile für die Zeit die Schwierigkeiten in der Uferbefestigung, in der Gründung der Widerlager und des Mittelpfeilers — Stropfweiler — und Ausführung derselben durch Stromumleitung, Stauung und Abdämmung des Wassers und die große Praxis in der Verwendung lagerhafter Sandsteinquadern als Gründungs- und Pfeilermaterial in großen Abmessungen und haltbaren Verbänden. Der Opfersinn der Stadtbewohner ist auch bei dieser kostspieligen Anlage zu bewundern.

Der Baumeister hatte sich dabei wohl überlegt, durch welche sinnreichen Erfindungen Eindringlinge geschnappt wurden, die eine feindliche Absicht hatten.

Im Jahre 1433 sind einmal die Hussiten angelaufen gekommen. Diese blutrünstigen tschechischen Mordbrenner haben nie etwas anderes im Sinne gehabt, als damals aus Rassenhaß alles, was germanisch war, niederzubrennen. Aber es wurde



Martinskirche und Schiffbrücke.

nichts daraus. Heute noch aber bimmelt jeden Abend um 11 Uhr das Hussiten-Glöcklein. Die katholische Kirche saß hier auf einem ihrer geistigen Hochtrone, schickte ihre klugen Leute ins Jesuiten-Kolleg und dann hinaus in die weite Welt, um schwerdenkenden Fürsten und Herren beizubringen, was für ihre Seele nottat und der Kirche gefiel.

Auf dem nahen Aussichtsberge steht die Wallfahrtskirche Mariahilf, rundherum mit vielen hundertjährigen Linden. Hier werden noch heute Feste gefeiert, die aus der Zeit stammen, als es noch keine Heiligen und Reliquien gab, und wo die Arbeitsmenschen sich bei Met und Bratwürsten bis auf den heutigen Tag erfreuen.

Traumhaft verschwommen erscheint das Stadtbild im Tale, wer einmal das Glück hat, alles mit dem blauen zarten Dunst überzogen zu sehen, der von dem Wasser und den Wäldern kommt. Aber auch die Sommerabende sind erfreulich. Das Licht ist dort nun gerade nicht eine Art Boulevardbeleuchtung mit unruhig zackenden bunten Flammen, es ist vielmehr die Beleuchtung für schöne Rastabende nach goldigen Tagen mit ziehenden Wolken und wehenden Winden, an denen alle die alten Gestalten wieder erstehen, die die schöne, reizvolle und naturhafte Stadt einmal bevölkert haben — diese Stadt der bayrischen Ostmark.

M. Kempff.

Siedlungshäuser in Eberswalde.

Von Stadtbaurat Contag, Eberswalde.

Die 40 Häuser des 1. Bauabschnittes der Vorstädtischen Kleinsiedlung in Eberswalde wurden im Sommer 1932 errichtet. Sie haben eine äußere Wandbekleidung und eine Dachhaut aus Eternit erhalten.

Maßgebend für die Wahl der Bauweise war der Mangel an Bauhandwerkern, insbesondere an Maurern, unter den Siedleranwärtern. Im Gegensatz zu vielen anderen Siedlungsträgern erfolgte die Auswahl nicht nach der für den Bau zweckmäßigsten Zusammensetzung, sondern, dem Sinn und Zweck der Vorstadtsiedlung entsprechend, nach der Notwendigkeit, vorwiegend Industriearbeiter krisenfest zu machen. Unter den 40 Siedleranwärtern waren an Bauhandwerkern nur 1 Maurer, 2 Zimmerleute, 1 Tischler und 3 Schlosser. Die Ausführung der Siedlung in normaler Massivbauweise hätte erhebliche zusätzliche Arbeitskräfte von Bauhandwerkern erfordert, zu deren Bezahlung, wie eine Ausschreibung ergab, die verfügbaren Mittel nicht ausgereicht hätten. Bei der Ausführung in Eternit konnten die meisten Arbeiten durch die ungelerten Siedler selbst, teilweise nach kurzer Anlernung durch Beauftragte der Eternitwerke, ausgeführt werden. So wurden die Betonmauern des Kellers und der Fundamente unter Aufsicht des Stadtbauamtes selbst hergestellt, die Lehmstakung wurde vielfach durch die Siedlerfrauen eingebracht (Lehm und Betonkies waren an Ort und Stelle vorhanden), verlorene Schalung und Eternitverkleidung wurden selbst zugeschnitten und angebracht und die Dächer eingedeckt. Für jede dieser Arbeiten wurde eine besondere Arbeitsgruppe angeleitet, die sich sehr rasch einarbeitete und nacheinander die gleiche Arbeit an allen Häusern ausführte.

An Mitteln zur Errichtung der Vorstadtsiedlung stand neben dem von der Stadt bereitgestellten Grund und Boden nur das Reichsdarlehen von 2500 RM. je Siedlerstelle zur Verfügung. Der Kaufpreis für den Grund und Boden ist langfristig gegen Ratenzahlung gestundet und belastet den Siedler jährlich mit etwa 25 RM. Von dem Reichsdarlehen wurden je 265 RM. für Wasserversorgung (Pumpen) und Inventar verwendet. Die restlichen 2235 RM. entfielen auf das Gebäude. Die Schmiede-, Tischler-, Glaser-, Töpfer- und Klempnerarbeiten wurden an Handwerksmeister vergeben, zu den Zimmer- und Maurerarbeiten wurden zum Teil Hilfskräfte eingestellt.

Die Baukosten verteilten sich wie folgt:

Holzlieferung	rund 500 RM.
Zimmermannslöhne	„ 105 „
Eternitlieferung	„ 450 „
Sonstige Baustoffe (Zement, Kalk, Gips, Ziegel, Rohrgewebe, Isolierpappe, Heraklith, Torfotekt, Träger, Kleineisenzeug, Anstrichfarben usw.)	„ 650 „
Schmiede-, Tischler-, Glaser-, Töpfer- und Klempnerarbeiten einschließlich Baustofflieferung	„ 450 „
Maurerlöhne (Putzen, Aufmauern von Zwischenwänden usw.)	„ 50 „
Sonstiges	„ 30 „
	2235 RM.

Die Außenwände bestehen aus einem tragenden Holzfachwerk, dessen Gefache mit Strohlehmstakung ausgefüllt sind. Unter den Eternitplatten liegt eine verlorene Schalung, die mit größeren Zwischenräumen (3—5 cm) zwischen den einzelnen Schalbrettern verlegt ist. Die ebenen Eternitplatten sind 5 mm stark. Ohne die Schalung wären stärkere Platten notwendig gewesen. Die Fugen der Platten, die stumpf gegeneinander stoßen, sind mit 6 mm starken und 8—10 cm breiten Laschen aus Eternit gedeckt, die Eckfugen aus Eternitwinkeln gleicher Stärke und 8 cm Schenkelbreite. Die Fugen zwischen Laschen

bzw. Winkeln und Platten sind durch Teerstricke gedichtet. Die Befestigung erfolgte durch verzinkte Holzschrauben. Von innen sind die Wände mit einer Papplage, mit Heraklith- oder Torfotektplatten von 2,5 cm Stärke und mit Putz versehen.

Die Dachdeckung besteht aus rechteckigen, 4 mm starken Eternitplatten. Jede Platte ist oben genagelt und unten durch einen verzinkten Haken gehalten.

Irgendwelche Mängel der gewählten Bauart haben sich bisher nicht gezeigt. Die Bewohner rühmen ihre Wärme und Trockenheit.

Warum Siedlerberatung?

Vom Reichsheimstättenamt.

Wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, denen zu helfen, die Siedler werden wollen, weiß, welche verheerenden Folgen leichtfertige Werbung bei Siedlungswilligen hervorruft, welche Enttäuschungen und Vermögensverluste z. B. durch übereilige Grundstückskäufe oder vorzeitige Bindung an geschäftsunfähige Siedlervereinigungen entstehen, welche Fülle von Beschwerden, Bittgesuchen, Prozessen, Verwaltungsarbeiten erspart werden könnten, wenn den Siedlungswilligen von verantwortungsbewußten Stellen rechtzeitig hilfreicher Rat erteilt würde.

Siedlerberatung ist ebenso wichtig wie die Berufsberatung. Die Siedlerberatung deutscher Familien auf dem heimatischen Boden ist eine folgenschwere Handlung, die gründliche Vorbereitung und bei den Siedlern vor allem Selbstprüfung erfordert. Notwendig ist zunächst, daß man die Voraussetzungen kennt, die erfüllt werden müssen, wenn man sich eine Siedlung erarbeiten und mit Erfolg bewirtschaften will. Heute sind wir so weit, daß der Zustand der Planlosigkeit im Wohnungs- und Siedlungswesen überwunden und das Siedlungsziel klar erkannt ist. Wo Siedlungen in der Gesamt-Planung entstehen, wenn diese Siedlungen anvertraut und in welcher Art sie errichtet werden sollen, ist eine Angelegenheit der Führung. Der einzelne Volksgenosse muß in seinem Streben zur Scholle sich den Notwendigkeiten des Neuaufbaues unserer Gesamtwirtschaft einordnen und wissen, daß er verpflichtet ist, ebenso wie der Erbhofbauer das Stück deutscher Erde so zu bewirtschaften, daß es für ihn und seine Familie und die Volksgemeinschaft Nutzen bringt. Aus dieser Verpflichtung ergibt sich die Notwendigkeit einer scharfen Auswahl und Schulung der zur Siedlung strebenden Familien.

Der planmäßige Auf- und Ausbau von Beratungsstellen im ganzen Reich und ihre Versorgung mit Beratungshilfen in Form von Merkblättern und Druckschriften ist daher zu einer wichtigen Aufgabe des Reichsheimstättenamtes der NSDAP und der DAF mit allen seinen Untergliederungen in den Gauen und Kreisen geworden. Dabei sind zunächst diejenigen auszuschalten, die sich als Schädlinge in der Siedlerwerbung und Betreuung betätigen. In Zukunft wird es deshalb in den Gauen und Kreisen und Gemeinden nur eine zuständige Stelle für die Siedlerberatung geben.

Die Inanspruchnahme von fremdem Spargeld und öffentlicher Hilfe legt jedem Siedler die Verpflichtung auf, sich dieses besonderen Vertrauens bewußt zu sein, und auch, nachdem er die Bewirtschaftung übernommen hat, den Rat und die Hilfe erfahrener Fachberater in Anspruch zu nehmen. Danach ergeben sich für die Siedlerberatung folgende Teilaufgaben:

1. Beseitigung der schädigenden Auswirkungen verantwortungsloser Werbung und Beratung. Also Abwehr.
2. Errichtung von Siedlerberatungsstellen überall da, wo ein Bedürfnis vorhanden ist und Siedlungsmöglichkeiten bestehen in engster Zusammenarbeit mit den NS-Organisationen.
3. Beschaffung und Bereitstellung von Beratungshilfen in Form von Merkblättern, Druckschriften und Aufklärung durch Vorträge und Schulungsabende.

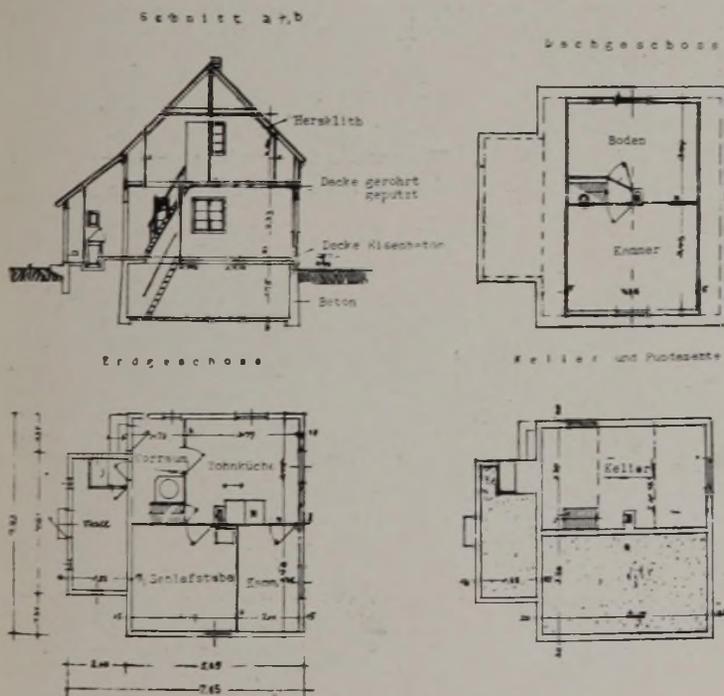
Jedem Siedlungswilligen ist dringend zu empfehlen, zunächst bei den zuständigen parteiamtlichen Stellen oder bei der Organisation, der er angehört, Rat zu suchen, bevor er durch Grundstückskäufe, Planungen oder gar Inangriffnahme von Siedlungsbauten, vor gründlicher Klärung aller Fragen Entscheidungen trifft, die er später vielleicht bereut.

Vorstädtische Kleinsiedlung in Eberswalde.

Billige Häuserherstellung für 40 Siedler ohne zureichende Mittel bei fehlenden Bauhandwerkern. Ausführung plattenverkleidetes Fachwerk.



Die Wandbekleidung besteht bei allen Häusern aus hellgrauem Eternit. Die Dächer sind in den einzelnen Straßenzügen verschiedenfarbig gehalten, rostbraun, blaugrau und rot; am wärmsten und schönsten ist die rostbraune Eindeckung.



Die oberen Giebelflächen wurden mit Holzstülpchalung versehen und sattgrün oder -rot gestrichen. Dadurch wirken die Häuser durchaus nicht, wie zunächst befürchtet wurde, kalt, sondern machen einen freundlichen, wohnlichen Eindruck.

Entwurf: Stadtbauamt Eberswalde.

Etwas vom Umbauehöft in der bäuerlichen Siedlung.

Die Absicht des Führers, die wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands gegenüber dem Ausland zielbewußt zu fördern, führt zwangsläufig zu der Maßnahme, in erster Linie die Produktion der Landwirtschaft zu heben. Der Anbau bäuerlicher Siedlungen wird deshalb im besonderen Maße regierungsseitig unterstützt.

Sache der Architekten und Baufachleute ist es, mit geringsten Mitteln zweckentsprechende Gebäude zu schaffen.

Eine Gebäudeplanung im Stadtgebiet unter geregelten Vorschriften, mit Be- und Entwässerungsmöglichkeit, unter bekannten Baugrundverhältnissen, festliegenden Höhenlagen und Gebäudehöhen, vorgeschriebener äußerer Gestaltung und Architektur bietet weniger Schwierigkeiten. Der Aufbau, die Beschaffung der Baumaterialien und die Verwendung wirtschaftlicher Neuerungen ist in den Städten ebenfalls verhältnismäßig leicht.

Der Aufbau von Bauerngehöften und bäuerlichen Siedlungen ist dagegen ungleich schwieriger. Die Schwierigkeiten steigern sich mit der Zunahme der Entfernung von den Städten.

Neben den im Reichsgebiet allgemein gehaltenen baupolizeilichen Vorschriften für landwirtschaftliche Gebäude sind eine größere Anzahl durch örtliche und landschaftliche Lage bedingte Aufgaben zu lösen, die neben den Fachleistungen des Architekten reiche Kenntnisse und Erfahrungen im Aufbau landwirtschaftlicher Anlagen voraussetzen, wobei die Ueberwindung konservativer Anschauungen der Eigentümer und örtlichen Bauunternehmer — ablehnend gegen alle Neuerungen — nicht geringe Anforderungen an den Architekten stellt.

Die Beschaffenheit der Bodenschichten, die Ausnutzung des Geländes, besonders bei stärkeren Bodenerhebungen, die Isolierung gegen Oberflächenwasser bei Hängen und undurchlässigen Bodenschichten, die Wasserbeschaffung bei größerer Viehhaltung, meistens abhängig von Quellen oder wasserführenden Bodenschichten, Eigenschaften des Wassers bezüglich Trinkfähigkeit, Eisengehalt und andere chemische Bestandteile zwecks Verwendung für Kühlmaschinen und Gemüsewaschanlagen, die äußere Gebäudegestaltung mit Rücksicht auf die landschaftliche Umgebung und Gebräuche des Volksstammes, die Verwendungsmöglichkeit bodenständigen Materials, die Isolierfähigkeit vorhandener Baustoffe, Kenntnisse der Wegegerechtheiten und wirtschaftlichsten Wegebefestigung mit bodenständigem Material, die Vorflutverhältnisse bei Wasserableitung in Gewässer und Gräben, Erfahrungen über mechanische und biologische Klärung von Grubenwässern sind Gesichtspunkte,

die schon als Vorarbeiten erledigt sein müssen, um eine zweckmäßige und wirtschaftliche Planung zu ermöglichen.

Diese Kenntnisse sind schon bei Neuanlagen von Bauerngehöften Bedingung.

Gesteigerte Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Baumeisters werden aber bei Umbauehöften und bäuerlichen Siedlungen gestellt, besonders wenn Abbruchmaterial verwendet werden soll. Hier gilt es, vorhandene Ställe, Fachwerk- und Rohrdachscheunen und andere landwirtschaftliche Gebäude zweckentsprechend um- und auszubauen, in der Gründung und gegen Witterungseinflüsse zu verstärken bzw. zu isolieren, ohne den Bauern finanziell übermäßig zu belasten und damit seine Existenz schon bei Beginn zu gefährden.

Zu beachten ist bei einem Umbauehöft und Einbau des Wohnteiles die geruchsfreie, feuersichere und doch verkehrsgünstige Trennung von den Ställen und Wirtschaftsgebäuden, die besonderen Konstruktionsschwierigkeiten bei Einziehung von Decken unter Verwendung von Alt- und Abbruchmaterial in Fachwerkscheunen und Ställen, die zweckmäßigste Ausnutzung der gegebenen Räume unter Berücksichtigung des vorhandenen Landbesitzes an Fläche und Bodenart, dabei ist ein Unterschied zu machen, wenn es sich vorwiegend um Gemüsebau handelt, die Berücksichtigung der behördlich vorgeschriebenen Größenverhältnisse der Ställe für die einzelnen Arten des lebenden Inventars — Pferde, Rindvieh, Schweine, Hühner usw. — und eine architektonische Außengestaltung mit bodenständigem und leicht zu beschaffendem, billigem Material.

Die Planung landwirtschaftlicher Gehöfte, ein Hauptarbeitsfeld im Bauprogramm des Führers für Architekten, ist also nicht so leicht, wie allgemein angenommen wird. Eingehendes Studium der Landwirtschaft ist unerläßliche Bedingung.

* * *

Auf den zur Besiedlung gelangenden Gütern in Norddeutschland sind oft zahlreiche Wirtschaftsgebäude, Ställe, Scheunen usw. vorhanden. Die Gebäude besitzen einen erheblichen Kapitalwert und müssen soweit sie sich noch in einem baulich guten Zustand befinden, in zweckmäßiger Weise wieder verwendet werden. Sind aber zum Teil Gebäude vorhanden, die keinen wirtschaftlichen und zweckentsprechenden Umbau ermöglichen, so müssen dieselben abgebrochen werden. Die Abbruchkosten kommen fast immer aus dem Erlös des anfallenden Altmaterials wieder heraus.

In der Regel lassen sich aber die vorhandenen größeren Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen durch geschickte Planung



Abb. 1. Alte Feldstein-Scheune, ausgebaut zu einer 80-Morgen großen Bauernstelle.



Abb. 2. Alte Rohrdachscheune, umgebaut zu einer Siedlerstelle. In den vorhandenen Scheunenraum wurde die Wohnung und der Stall eingebaut.

Arch.: Max Krüger, Schwerin i. Mecklbg.



Abb. 3. Ehemaliger Schafstall, umgebaut zu zwei 80-Morgenstellen. Die Wohnhäuser wurden unter Verwendung von Altmaterial angebaut.

in bäuerliche Stellen umwandeln. Für derartige Umbauten kann eine feste Norm nicht aufgestellt werden, wie sich eine solche beim Neubauehört entwickelt hat. Jeder Umbau muß besonders geplant werden. Diese Aufgaben können aber nur von einem Architekten mit Erfolg gelöst werden, dem neben reinem fachlichen Können aber ganz besonders ausreichende Kenntnisse des bäuerlichen Wirtschaftsbetriebes zur Seite stehen müssen.

Um die Baukosten des Umbauehörtes in tragbaren Grenzen zu halten, muß die Planung an vorhandene Konstruktionen anknüpfen, da sonst die Wirtschaftlichkeit der Siedlerstelle in Frage gestellt wird.

Das Umbauehört hat bei geschickter Planung den Vorteil vor dem Neubauehört, daß es meistens nicht teurer ist, aber dem Siedler von vornherein mehr Raum bietet, so daß sehr oft eine spätere Erweiterung nicht mehr nötig wird. Aus diesen Gründen wird es von den Siedlern, obwohl die Unterhaltungsarbeiten an alten Gebäuden größer sind, bevorzugt.

Zu den nachstehend gezeigten Beispielen soll kurz folgendes erläutert werden:

Beispiel I.

Eine alte Felsenscheune mit meterdicken Wänden wurde zu einer 80 Morgen großen Bauernstelle ausgebaut. In den Wohnräumen wurden die Felsenscheune innenseitig mit 5 cm starken Bimsbetonplatten zur besseren Isolierung verblendet. Durch die vorhandenen Höhenunterschiede war die Unterkellerung der ganzen Wohnräume möglich. Der Siedler hat sich bereits einige Stuben im Dachgeschoß ausgebaut.

Beispiel II.

Eine alte Scheune wurde zu einer Bauernstelle von 120 Morgen ausgebaut. Es war nur ein hohler Scheunenraum mit den äußeren Ringwänden vorhanden. Wohnung und Stall mußten neu eingebaut werden. Der Siedler konnte zum Bau etwas mehr Eigengeld aufwenden. Daher war dieser umfangreiche Ausbau möglich.

Beispiel III.

Ein vorhandener Schafstall wurde zu zwei Bauernstellen von je 80 Morgen umgebaut. Die Wohnhäuser wurden unter Verwendung von Altmaterial, das aus Abbrüchen gewonnen wurde, in Verbindung mit dem neu eingebauten Stall angebaut. In der Tenne und im Bansen wurde die alte Stalldecke herausgerissen. Die Wohnhausanbauten wurden außen geschlämmt und zweimal mit Kalkfarbe gestrichen.

Beispiel IV.

Die alte Rohrdachscheune wurde zu einer Bauernstelle von 80 Morgen ausgebaut. Etwa ein Drittel der alten Scheune mußte wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Der Wohnhausgiebel wurde zum Teil massiv, zum Teil aus verbrettertem Holzfachwerk neu aufgezogen. Hier war genau wie in Beispiel II nur ein hohler Scheunenraum vorhanden.

Die aus den Abbildungen ersichtlichen Bauten sind unter Leitung des Verfassers von der Bauabteilung der Mecklenburgischen Landgesellschaft, Schwerin, entworfen und auf verschiedenen Siedlungsgütern ausgeführt worden.



Abb. 4. Alte Rohrdachscheune, ausgebaut zu einer 80-Morgenstelle. Etwa $\frac{1}{3}$ der Scheune war baufällig und wurde abgebrochen. Es mußte ein neuer Giebel hergestellt werden. Eine geräumige Wohnung und ein ausreichender Stall wurde außerdem neu eingebaut.

Arch.: Max Krüger, Schwerin i. Mecklbg.

BAUTECHNIK UND ARBEITSVERFAHREN

Der Installationsschacht im Wohnhause.

Bekannt ist es, daß es im Tiefbau grundsätzlich schon lange üblich ist, daß Rohrleitungen zusammengefaßt in einem eigens hierzu angelegten, durch Einsteigschächte zugänglichen Kanal untergebracht werden, was eine ganze Menge Vorteile hat.

Der Vorteil des Installationsschachtes ist auch für den Hochbau wesentlich. Man denke an den bisher üblichen und leider noch vielfach gehandhabten Zustand bei einem Hochbauobjekt in der Frage der Verlegung der verschiedenen Rohrleitungen. Das Einstemmen der Schlitzlöcher in das Mauerwerk zum Hochführen der verschiedenen Steigleitungen war und ist noch eine glatte Mißhandlung und nicht selten erhebliche Schwächung werkgerecht aufgeführter Mauern und Zwischendecken.

Gefährliche Experimente sind es, wenn solche Manipulationen des Einstemmens von Rohrleitungen an oder in der Nähe von konstruktiv wichtigen Bauwerksteilen stattfinden, bei Beton- oder Eisenbetonmauerwerk kam es zum Martyrium einer Mißhandlung von Bauwerksteilen. Waren dann die Leitungen in die Schlitzlöcher glücklich eingepflastert, so gab es bei Aenderung einer Rohrleitungsverlegung neue Anstände, die entstehenden Kosten hierzu waren erheblich. Gewiß sparte man ab und zu an Bauwerken für die Steigleitungen Schlitzlöcher aus, die Leitungen blieben demnach verzettelt, bei Reparaturen gab es Wandaufreißungen, neue Kosten entstanden.

Allen diesen Mißhelligkeiten in der Frage der Steigleitungen im Bauobjekt hilft der Installationsschacht ab, der mit einem Lichtschacht zu vergleichen ist. Der Schacht läuft vom Kellergeschoß ab, wo die Reihe der verschiedenen Leitungen für Gas, Elektrizität, Wasser von ihrer Einführungs-Waagrechten zur Aufstiegs-Senkrechten umknicken, durch alle Stockwerke hindurch. Zweckmäßig führt man den Schacht bis unter die oberste Decke des bewohnten Geschosses und schließt ihn dort an eine über das Dach reichende Lüftungsmöglichkeit an. Den Schacht wird man zentral so legen, daß sich um ihn die am meisten Wasser schluckenden Raumobjekte, so Küche, Bad, Wasserklosett, gruppieren. Die Größe des Schachtes hat sich in einer Minimumabmessung von 80 × 80 cm bewährt, für größere Objekte gibt man ein entsprechendes Zumaß. Eine 1/2 Stein starke Schachtaufassung, bei größeren Objekten 1 Stein stark, vorteilhaft in verlängerten oder auch reinen Zementmörtel gemauert, gibt dem Schachtgefüge die erwünschte Steifigkeit, die sich durch den Anschluß von anliegenden Raumbegrenzungsmauern noch erhöht.

Zwei Seiten des Schachtes hält man frei für Steigleitungen, Steigleisen für Reparaturfälle und evtl. auch für Abfallleitungen. Wo der Schacht durch die Stockwerksbalkenlagen führt, läßt man das Mauerwerk dicht an die Balken stoßen. An Stelle solchen Mauerwerkes kann in Balkenlagehöhe ein Betonkranz treten.

Die in dem Schachtgebilde zusammengefaßten Leitungen können jederzeit bequem untersucht werden. Reparaturkosten an Mauerwerk usw. entfallen, die Sicherheit im Gebrauch der Leitungen ist beträchtlich erhöht. Klosettleitungen sollte man womöglich nicht im Schacht unterbringen, jedoch evtl. Heizleitungen Aufnahme finden. Dem Schacht ist von

außen etwas Tageslicht und Lüftungsmöglichkeit von Fenstern aus zu geben. Beleuchtung im Schacht ist selbstverständlich. Werden ältere Bauwerke neuzeitlich umgebaut, was erfahrungsgemäß hohe Kosten für Leitungsinstallationen verursacht, so ist ein Schachteinbau zweckmäßig.

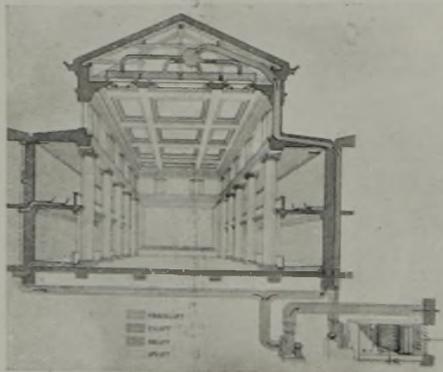
Liegt beim Klein- und Mittelhaus die Lichtschachtanlage situationsmäßig fest, so wird es sich bei größeren Wohnanlagen, die durch Gänge, Vorplätze, Dielen in zwei oder mehr Raumgruppen geschieden sind, von selbst empfehlen, für jede Raumgruppe einen besonderen Schacht anzulegen; der Verbindungsraum, also Gang X, dient dann als Brücke.

Die etwas erhöhten Erstanlagen sind indes bald abbezahlt; Reparaturen, Versagen der Leitungen sind fast ausgeschlossen. Im dennoch Auftretensfälle kann sofort Nachschau gehalten und im leichteren Falle selbst vom Laien eine Behebung vorgenommen werden. Die Installationsschachtanlage ist eine Forderung sauberer Bautechnik.

Thurn.

Neuzeitliche Be- und Entlüftungsanlagen für große Räume.

Bei dem Umbau des Stadthauses zu Winterthur wurden gleichzeitig in den beiden übereinanderliegenden Sälen — Übungs- und Konzertsaal — neuzeitliche Be- und Entlüftungsanlagen eingebaut. Auf eine Luftkühlanlage konnte



verzichtet werden, weil die Räume hauptsächlich im Winter benutzt werden und die Benutzung sich selten über zwei Stunden ausdehnt. Dagegen ist eine Anlage für die Befuchtung der eingeführten Luft geschaffen. Vor Einführung erfolgt eine gründliche Reinigung der Luft durch Luftwascher, der Staub und mechanische Verunreinigungen herauswäscht. Die Einführung der angesaugten und nach Bedarf erwärmten Luft durch das Zuluftkanalnetz wird durch einen Druckventilator bewirkt. Die Frischluft strömt durch ein im Dachboden verlegtes Leitungsnetz in die Verteilkammern über der Decke, von hieraus durch Spezialdüsen fein verteilt in den Saal. Die verbrauchte Luft wird durch Düsen unter der Galeriedecke und durch in den Stufen der Seitenaufbauten angebrachte Gitter und weiter durch ein Kanalsystem mittels Abluftventilator abgesaugt. Beide Ventilatoren sind im Apparateraum des Kellergeschosses untergebracht. Der Abluftventilator befördert die verbrauchte Luft bei vollbesetztem Saal ins Freie, bei schwacher Besetzung oder bei dem Auf-

heizen zur Wiederverwendung in die Mischkammer vor dem Luftwascher. Der Teil des Saales für das Orchester kann durch besondere Zu- und Abluftkanäle und einer zusätzlichen Heizbatterie stärker erwärmt werden. Im Übungsraum ist eine kleinere Anlage gleichen Systems eingebaut, die gleichzeitig auch die Lüftung des Tresorraumes bewirkt.

Müller.

Unsichtbare Schutzvorrichtungen für Hauseingänge, Schaufenster, Tresore usw.

Läden und Schaufenster — das weiß man — unterliegen dem Gesetz der Neuerungs-Entwicklung. Der Hausbesitzer kommt dann zum Architekten, oder der Besitzer eines Ladens wendet sich an den Baufachmann und fragt, ob es nicht Wege gibt, Läden, Hauseingänge usw. unsichtbar zu sichern. Es gibt da recht viel Vorschläge, nur ist die Ausführung meistens zu teuer, und wenn sie nicht teuer ist, dann fallen die Leute meistens auf allerhand in alter Zeit übliche Verfahren, zuweilen auch einmal auf eine technische Spitzfindigkeit herein: Draht wird mit dem Türfalz verbunden und beim selbst behutsamen Öffnen der Türe fällt ein donnernder Schuß. Von diesen Vorrichtungen gibt es eine Legion!

Eine völlig unsichtbare und trotzdem außerordentlich wirksame Schutzvorrichtung sind die von einem Strahlensender ausgehenden ultraroten Strahlen, die mit Hilfe von Spiegeln im Zick-Zack durch den Raum auf eine in der Wand angebrachte Photozelle geleitet werden. Sobald nun der Einbrecher in den Bereich der unsichtbaren Strahlen gerät, wird der Kontakt zur Photozelle unterbrochen, und im gleichen Augenblick setzt eine Alarmvorrichtung ein. Eine solche Anlage, die zu jeder Tages- und Nachtzeit gleich gut arbeitet, besteht im wesentlichen aus Strahlensender, Strahlenempfänger, Gleichrichter, Verstärker, Spiegeln und Alarmvorrichtungen. — Für Anlagen dieser Art finden sich im Bauwesen mannigfache Verwendungsmöglichkeiten. Nicht nur für Schaufenster, Ladengebäude und Warenhäuser sind sie anwendbar, sondern auch für Banken, Sparkassen, Bibliotheken, Museen und vieles andere. Eine solche Sicherung kann sogar an das zuständige Polizeirevier angeschlossen werden.

G. H. N.

Nochmals: Wärmeschutz und

Putzhaut.

Porigkeit — Wärmeschutz — Feuchtigkeitsschutz: auch mit diesen Problemen haben sich die Terranova-Werke vor vielen Jahren schon befaßt. Ein aus wasserabweisender Terranova hergestellter Putz hat eine auf das Doppelte erhöhte Luftdurchlässigkeit, die bekanntlich eine wesentliche Voraussetzung für guten Wärmeschutz ist. — Da bei Kratz- oder Stockputz eine stärkere Putzschicht vorhanden ist als bei Nesterputz, Kellenwurf oder Münchener Rauhputz, ist er auch vorteilhafter für den Wärmeschutz als jene. Er stellt natürlich auch der Feuchtigkeit einen größeren Widerstand entgegen. Ueberhaupt ist er, ganz allgemein gesehen, solider als die anderen Putzarten mit dünneren Putzschichten. G.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter:
CURT R. VINCENTZ.

Geschäftsstelle: Hannover, Am Schiffgraben 41.